

Goethe-Reminiszenzen [Fortsetzung]

Autor(en): **Kelterborn, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576015>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wo ich diese Zeilen schreibe. Wie der Moosboden eines wohl-
eingebauten Vogelnestes liegt es da in seinem samteneu Grün!
Menschen, die in solchen Tälern daheim sind, wie können sie
etwas anders empfinden als: „Dahinein bist du gesetzt! Da
kenne dich aus, da schaff, was du kannst!“ Und da taucht mir
auch schon als Gegensatz zu dieser heitern Geschlossenheit jene
Stimmung auf, die mich immer in weiten Ebenen überkam: ein
Gefühl des Sichauflösens der Gedanken, ja der ganzen Persön-
lichkeit, schwermütigen Schweifens in unendliche Weiten, jener
romantische Reiz, der Gottfried Keller am Tegelsee umspann:

„Aber auf dem trägen Flusse
Fahren stille Wendenschiffe,
Durch die Wipfel in die Ferne
Goldene sonnige Segel ziehn . . .“

In der Ebene herum zerstreute Ortschaften, wie zufällig
aus der Schürze jenes Riesenfindes verloren, lassen mich stets
mit einer gewissen Befriedigung meiner wohlauagestellten Vater-
stadt gedenken. Denn würde wohl je ein vom Heilberg Gerab-
schauender auf den Einfall kommen, daß Zürich anderswohin

gebaut sein könnte als gerade dort an den Ausfluß des Sees, ein-
gebettet zwischen seine zwei grünen Berge? Und so selbstverständ-
lich liegen die meisten Schweizerstädte. Wer sich aber Leipzig aus
der Vogelperspektive besieht oder Mailand, wie sollte es den
nicht gelüsten, diese scheinbar so zufälligen Geschichten abwechs-
lungsweise einmal links oder rechts zu verschieben? Ich meine
nun, die sichere Begrenzung des optischen Horizonts der Schweizer
könnte auch im Psychischen etwas Ähnliches hervorbringen: den
fest auf's Nächste gerichteten zähen Willen, die Freude, dieses
angestammte, voll überschaubare Wirkungsfeld ganz auszu-
schöpfen, auszufüllen. Eine solche Eigentümlichkeit hätte sich
natürlich kaum je so herauswachsen können, wenn sie nicht von
den alten bodenständigen Bauerninstinkten unseres Volkes ge-
nährt würde. Das ist der Grund, aus dem auch unsere Poesie
emporblüht, der ihr den würzigen Erdgeschmack verleiht. Be-
kennen sich doch alle unsere Dichter, jeder in seiner Art, laut
oder leise, zu dem alten Wirklichkeitsstolzen und frohen Spruche
Notkers: „Hier bechenno ich mich, hier bin ich heime, hinnan
bin ich purtig, hier sol ich gestaton.“

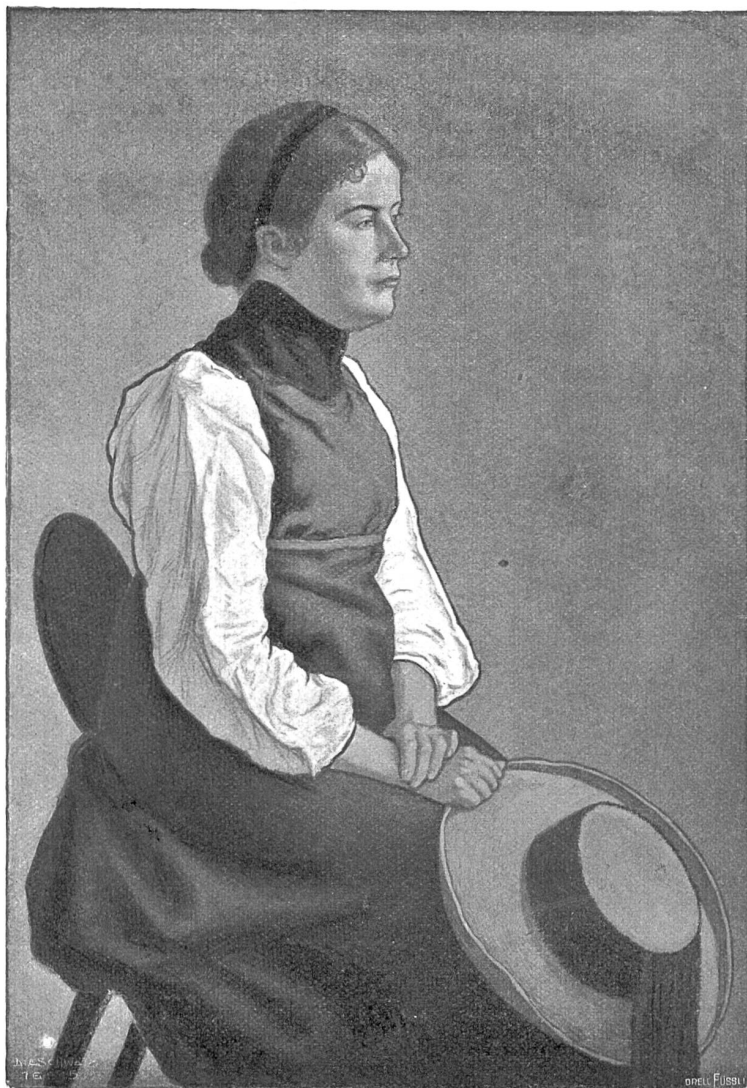
Dr. Hedwig Meuler-Wasfer, Zürich.

Goethe - Reminiszenzen.

Von Rudolf Kelterborn, Basel.

(Fortsetzung)

Nachdruck (ohne Quellenangabe)
verboten.



Die Walze.

Rudolf Mänger. Aus dem Oberhasli. Steinbrud.

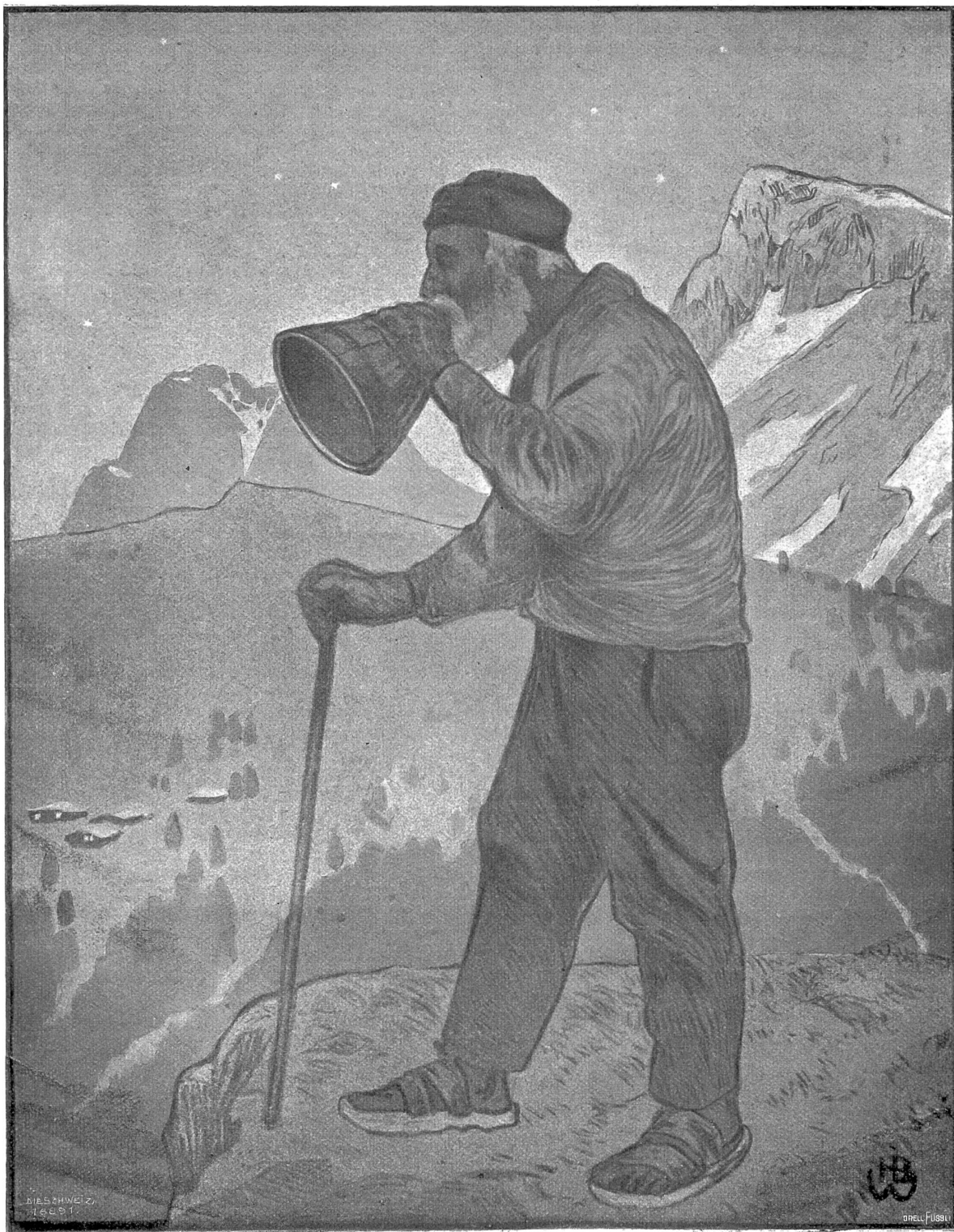
Schon 1809, als nach Napoleons Unglück
in Spanien sich Oesterreich erhob und bei Aspern
einen rühmlichen Sieg ersocht, blieb Goethe
eifrig neutral, da er von der für Andreas Hofer
und die Tiroler begeisterten Bettina Arnim mit
Briefen bestürmt wurde; er wagte es nicht, die
beiden gefährlichen Namen auszusprechen. Und
nun, da der große Wendepunkt eingetreten war,
1813, schrieb er während der drei Leipziger
Schlachtstage einen Epilog zu Esfer; er ver-
bannte also seine Seele aus dem Herzen Deutsch-
lands nach Großbritannien und an den Hof der
Elisabeth. Die Tagebuchnotizen lauten wörtlich:

9. Oktober: „Unruhige Nacht wegen An-
näherung der Oesterreicher. Eiliger Abzug der
Franzosen.“
12. Okt.: „Hänschen geh und sieh dich um!“
16. Okt.: „Nachricht von der Einnahme von
Leipzig.“
18. Okt.: „Schädellehre, Gil Blas.“
19. Okt.: „Nachts zwischen 12—1 Uhr der
Gesandte gefangen. Epilog.“
20. Okt.: „Franzosen früh 5 in Weimar.
Epilog zu Esfer beendet.“
21. Okt.: „In der Nacht Kosaken. Unruhiger
Tag. Epilog mit Niemer durchgegangen.“
22. Okt.: „Kurz vor Tafel Ueberfall der
Franzosen.“
27. Dez.: „Mittag bei Hofe. Neben der
Hoheit!“

Schüchtern fügt er den vertraulichsten Brie-
fen etwa Notizen bei, wie: „Von diesen Dingen
sagt ihr nur den Vertrautesten“ (an seine Frau).
„Es hält schwer, das Gemüt über das Allge-
meine, was die Welt drückt, zu beruhigen“ (an
Zelter).

Am Tage der Schlacht von Waterloo schrieb
er (in Wiesbaden): „Uebrigens leben wir hier
im tiefsten Frieden und hören von nichts als
von hohen Verbindungen.“ (7. Juni): „Im Kur-
saal kostet die Portion Salm 30 Kreuzer.“

14. April 1816: „Es ist der erste Frühling,
den man seit langer Zeit ohne Grauen und
Schrecken herankommen sieht.“



Alle her, zu loben,
 Alle Schritt und Tritt
 In Gottes Namen loben!
 Alle Heiligen und Auserwählten
 Sollen mit uns Gottes Namen loben!
 Hier auf dieser Alp ist ein goldner Ring,
 Der ist die liebe Mutter Gottes
 Mit ihrem herzallerliebsten Kindlein Jesu.

Ah, Du allerliebster Herr Jesus Christus,
 Behüte und bewahre uns alles,
 Was auf dieser Alp ist und dazu gehört!
 Das walte Gott und die heilige Dreifaltigkeit,
 Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist!
 Das walte Gott und der heilige St. Joseph,
 Er wolle uns zu Hilf und Trost cho,
 Jehz und auf dem Totenbett!

Das walte Gott und der heilige St. Michael,
 Dem befehlen wir uns mit Leib und Seel!
 Das walte Gott und der heilige Antonius und
 der heilige Wendelin,
 Er wolle uns das Vieh hüten und bewahren!
 Das walte Gott und der heilige Gallus
 Und alle Auserwählten und Heiligen.

Ueber seine Landsleute spricht sich der später von ihnen Vergötterte oft genug herb und absprechend aus, aber mehr in ethischer als politischer Beziehung: „Es ist eine Unart der Deutschen, durch übertriebene Forderungen das Geleistete zu vernichten. — Die Deutschen sind im Durchschnitt rechtliche biedere Menschen, aber von Originalität, Erfindung, Charakter, Einheit und Ausführung eines Kunstwerks haben sie nicht den mindesten Begriff“ (28. Februar 1790 an Reinhart). — „Es ist sonderbar, daß die Deutschen mit mancherlei Kräften und Talenten so wenig Gefühl vom Gehörigen in den Künsten haben“ (an denselben).

(An Schiller): „Der Deutsche sieht nur Stoff und glaubt, wenn er gegen ein Gedicht Stoff zurückgibt, so hätte er sich gleichgestellt; über das Silbenmaß hinaus erstreckt sich ihr Begriff von Form nicht.“

„... es ist eine Bettelsuppe, wie sie das deutsche Volk liebt.“

„Wie die deutsche Menge liest und wie sich diejenigen betragen, die durch ihr öffentlich Urteil wo nicht den Ton, doch wenigstens den Laut geben, bin ich bei meiner vierundzwanzigjährigen Autorschaft, freilich nicht zu meiner Erbauung, gewahr worden.“ (1794).

(1801). „Es ist im deutschen Volk ein eigenes Gemisch von Originalität und Nachahmerei.“

(1794). „Ganz Deutschland ist in schadenfrohe, ängstliche und gleichgültige Menschen eingeteilt.“

(1809). „Die Narren von Deutschen schreien noch immer gegen den Egoismus. — Wer könnte es den lieben Deutschen recht machen, die noch immer in ihren anarchischen Wust verkehrt sind? — Ich treibe mein Wesen immer noch in Weimar und Jena, ein paar Dertchen, die Gott immer noch erhalten hat, ob sie gleich die edeln Preußen vorläufigst gerne zerstört hätten.“

„Das Publikum, besonders das deutsche, ist eine närrische Karikatur des *δημιος*.“

Wenn wir uns nun mehr und mehr der Person des Zielseitigen nähern, den die einen für einen Phönix, die andern für ein Chamäleon halten möchten, so ist es selbstverständlich, daß uns die Art und Weise, wie er arbeitete und wie er seine eigenen Werke beurteilte, am meisten Interesse bietet, und da ist es ergötzlich, daß der Mann, der bald im Ministerfrack, bald in der häuslichen Wolljacke zu uns spricht, mag er noch so kritisch sein, uns stets wieder anzieht, wenn man sich von ihm abgestoßen glaubt. Wie er heute gleich einem Propheten des alten Testaments von „der Gestirne Brudersphären Wettgejang“ redet und morgen im Walde so für sich hinget und ein Pflänzlein mit all den Würzelein ausgräbt, so sehen wir ihn bald hinter dem Mineralienschrank oder mit dem Steinhammer in der Umgebung von Karlsbad herumschwärmen und dann wieder das Zentrum einer fröhlichen Trinkgesellschaft bilden oder liebesfüternd die Stirn an die Kniee eines schönen Mädchens

drücken. Bald schreibt er Schiller über die Inszenierung des Wallenstein, bald seiner Frau über die glückliche Ankunft einer Sendung Spinat; bald beklagt er sich bei der Weimarer Polizei über die Untauglichkeit seiner Dienstmagd, bald beglückwünscht er Alexander von Humboldt zu seinen wissenschaftlichen Erfolgen. Mehr als alles erquickt und versöhnt uns die klare Lebensübersicht, die so sehr mit der fokettierenden Zerfahrenheit solcher kontrastiert, die auf Schritt und Tritt ihr Genie oder ihre Gelehrsamkeit zur Schau tragen wollen.

Vorerst einige Aeußerungen über Kunst und Kunstverwandtes!

1. Jan. 1800 (an Knebel): „Mein Fleiß macht mein ganzes Glück.“

(1796). „Musik kann ich nicht beurteilen; denn es fehlt mir an Kenntnis der Mittel, deren sie sich zu ihrem Zwecke bedient.“

„In der Oper sollen die Momente nicht so rasch wie in andern Schauspielen folgen, der Schritt muß schleicher, ja an vielen Orten zurückgehalten sein.“

„Lieder können und müssen eigene, bestimmte und runde Melodien haben, die auffallen und jedermann leicht behält, Arien, wo die Person die Empfindung des Augenblicks ausdrückt und, ganz in ihr verloren, aus dem Grunde des Herzens singt.“

„Der Dialog muß ein glatter goldener Ring sein, auf dem Arien und Lieder wie Edelgesteine aufsitzen.“

„In Haydns Jahreszeiten sind sehr schöne Details, wenn nur das Ganze des Textes nicht so unendlich absurd wäre.“

„Beim Theater kommt alles auf eine frische unmittelbare Wirkung an. Man will nicht gern reflektieren, denken, zugeben, sondern man will empfangen und genießen; daher ja auch oft geringere Stücke eine günstigere Wirkung erleben als die bessern, und zwar mit Recht.“

(1800). „Bei dem Leipziger Theater ist völliger Mangel an Kunst und Anstand; der Naturalismus und ein loses unüberdachtes Betragen im Ganzen wie im Einzelnen. Eine Weimarer Dame sagte sehr treffend, sie täten doch auch nicht im geringsten, als wenn Zuschauer gegenwärtig wären.“

Als alter ego des Großherzogs Karl August hat das Kind der freien Reichsstadt Frankfurt den Republikaner gänzlich abgeschüttelt und nicht das Kleinste versäumt, die strengste Formalkritik zu wahren. Nur im traulichsten Verkehre wagte er es etwa, über Damen höherer Kreise mit dem Ausdruck „Grasaffen“ zu urteilen. Noch in der allerersten Zeit seines Weimarerlebens (1775) verleitete ihn die Korrespondenzlaune zu dem Wort: „Nach Tische gefürstendert“, wodurch er seine Unterhaltung mit den Prinzen kennzeichnen wollte. Und anno 1782 verführte ihn seine bereits weit gediehene höfliche Ergebenheit zu der Sprachsünde „... sie kommen von hohen blonden Händen.“

(Fortsetzung folgt).

Die Möwe.

Liegt ein Mann, verschwemmt im Sand,
Jrgendwo am Nordmeerstrand . . .

Von des Schiffes stolzer Höh
Schlug ihn eine kalte Bö,

Und die Brandung einer Nacht
Hat ihn still ans Land gebracht.

Woge kommt und Welle weicht —
Seine Stirn ist abgebleicht.

Keine Seele weit und breit —
Nur die weiße Möwe schreit!

Eine weiße Möwe frischt
Ihre Brust im flücht'gen Gisch . . .

Ohne Atem, Lust und Flut —
Welt-unendlich alles ruht.

Nur die Möwe sitzt allein
Steif auf einem Schädelbein,

Und ihr scharfer Schnabel hackt
Manchmal einen harten Taft . . .

Carl Friedrich Wiegand, Zürich.